

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Band: 26 (1970)
Heft: 3

Rubrik: Gut gesagt!

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wort und Antwort

Kleiner Nachtrag zum Gedenkaufsatz für Ernst Schürch (Heft 1/70)

Im Gedenkaufsatz von Hans Sommer hat Ernst Schürchs Lebensleistung als Presseemann und Politiker (Kämpfer gegen den Ungeist des Nationalsozialismus) und als Sprachpfleger (Hüter der Mundart und „Meister des Hochdeutschen“) eine feinsinnige Würdigung gefunden. Eine Seite seines Wirkens für unser Deutsch ist dabei zu kurz gekommen: der Sprachschutz. Ernst Schürch war es, der vor Jahrzehnten als erster und nachdrücklich rügte, daß die SBB-Kreisdirektion Lausanne in den ihr unterstellten Teilen des deutschen Sprachgebietes (Oberwallis, Sensebezirk, Bieler Gegend) ausgesprochene Französierungspolitik betrieb. Es gelang ihm, Abhilfe zu schaffen. Heute sind die Aufschriften in den Bahnhöfen zwischen Siders und Brig, Freiburg und Bern usw. nicht mehr ausschließlich oder vorwiegend französisch, wie es der Fall gewesen war. (Nur daß der Bahnhof der zweisprachigen Stadt Freiburg im Üchtland im Gegensatz zu „Biel/Bienne“ bahn- wie postamtlich immer noch einsprachig „Fribourg“ heißt!). Und die Angestellten auf den Stationen sind jetzt meistens Einheimische, jedenfalls aber Leute, die den Einheimischen auf deutsch Bescheid geben können und wollen. (Als Nachklang der früheren Zustände ist dem Bahnhofvorstand im Oberwallis noch die Bezeichnung „Chef de gare“ geläufig geblieben.) Nachlesen kann man diese und viele weitere aufschlußreiche Dinge in Schürchs Schrift „*Sprachpolitische Erinnerungen*“, die im Jahre 1943 im Berner Verlag Haupt erschienen ist und bei ihm — oder durch jede Buchhandlung — heute noch zum Spottpreis von Fr. 2.50 bezogen werden kann. -el.

Vietnamer (zu Heft 2, Seite 64)

Sehr geehrter herr doktor,

Wieder habe ich die letzte nummer des Sprachspiegels mit großer freude gelesen. Als ich Ihre antwort über *vietname/vietnamer/vietnamese* sah, mußte ich an folgendes denken:

Der staatliche ausschuß für die dänische sprache (Dansk Sprognævn) hat 1961 die form *vietnamer* empfohlen (wie z. b. *östriger* „österreicher“). Aber diese form sieht (und hört) man kaum je. Die übliche bezeichnung ist *vietnameser*. Dabei hat sicher weniger die analogie von *siameser* und *kineser* eine rolle gespielt als das vorbild von englisch *Vietnamese*. Der großteil der nachrichten aus diesem land erreicht ja Dänemark auf englisch.

Mit freundlichem gruß

Arne Hamburger, Kopenhagen

Gut gesagt!

Graber oder Grabèr?

Graber oder Grabèr? Das ist die Frage. Graber, sollte man meinen, sei ursprünglich ein deutscher Name. Daß ihn die Welschen zweitsilbenbetont aussprechen, zeigt nur ihre lobenswerte Assimilierungsfähigkeit. Das heißt,

sie assimilieren selber, sie nehmen auf, integrieren. Ganz im Gegensatz scheint's zum Deutschschweizer, der sich phonetisch assimilieren läßt und — man höre und staune am Radio — ganz folgsam grabèèrlet, als ob es eine Majestätsbeleidigung wäre, normal und sicher auch den lieben Confédérés verständlich, Graber zu sagen. Aber wer will denn schon ungebildet erscheinen? Man atmet, das zeigen die englischen Lehnwörter, nicht nur den Duft der weiten Welt, sondern schnauft ihn auch gern aus tiefster Alemannenbrust.

Kannitverstaan („Aargauer Tagblatt“)

Alleweil dasselbe! Der einzige Trost bei der Sache: daß wir nicht mehr die einzigen sind, die dagegen aufmucken. Wir haben da nur eine Zeitungsstimme von mehreren abgedruckt.

km

Verständlichkeit der Sprache

Verständlichkeit der Sprache ist nicht nur wünschenswert, sie ist dort, wo das Volk anzuhören ist und mitzureden hat, *Pflicht*. Einfach zu reden ist zwar nie einfach. Aber mit einiger Mühe sollte es dennoch gelingen. Ein Beispiel aus der Wirtschaftswissenschaft: Ein Nationalökonom wollte seinen Zuhörern klarmachen, daß der Konsument sich beim Geldausgeben und daß der Sparer sich beim Geldanlegen von Erwartungen in bezug auf die Preis- und Zinsentwicklung leiten lassen; so gebe er beispielsweise sein Geld rascher aus, wenn er steigende Preise erwarte, während er gerne „liquide“ (auf seinem Bargeld hocken) bleibe, wenn Preissenkungen zu erhoffen sind. So weit, so klar — es handelt sich um eine uralte Erkenntnis der Volkswirtschaftler. Wie aber drückte der Fachmann sich aus? Er sagte: „Die außerbankliche Liquiditätspräferenz orientiert sich an Erwartungswerten.“ Man kann es tatsächlich auch so sagen.

Aber solchen Aussagen fehlt, abgesehen vom Inhalt, etwas Wesentliches: das wache Gefühl für demokratische Verantwortung, das Bewußtsein, daß wir alle mündig sind und daß wirtschaftliche Fragen im Gespräch mit dem Volk gelöst werden müssen. Das setzt immer Bemühen um Verständlichkeit voraus.

R. H. („evolution“)

Klassische Sprachpflege

Die Erziehung des vornehmen Menschen im französischen großen Jahrhundert beginnt mit der *Architektur der Sprache*. Wir sprechen heute alle eine individualistische Geheimsprache, jeder hat seine eigene Terminologie, sie ist möglichst reichhaltig, *möglichst dunkel*; wenn es in ein halb wissenschaftliches Gebiet übergeht, so wird mit *barbarischen Fremdwortbildungen*, an denen Molière sich gefreut hätte, *eine wahre Orgie* gefeiert. Im 17. französischen Jahrhundert dagegen suchte man eine *soziale*, d. h. *allgemeinverständliche*, jedes individualistischen Charakters entkleidete Sprache zu schaffen, *wenig* Worte und einen *völlig eindeutigen Sinn*. Das bestimmte Wort soll sicher sein, frei und kraftvoll die Gliederung der Rede, die Herrschaft über das Gesetz der Sprache muß absolut sein, und ein beständiger syntaktischer Schwung muß den Satz fortbewegen. Hier als Konversationsprache der Oberschicht entsteht eine entscheidende *Eigenschaft des klassischen Stils*. Das Banausenhafteste, das je von diesem gesagt wurde, ist, daß er auf dem Kothurn gehe; er ist weit davon entfernt, er kann vertraulich, er kann rührend und einschmeichelnd sein, er kann anschwellen ohne jedes Zögern, ohne jegliche ironisierende Verlegenheit, ohne Emphase, er kann mit Selbstverständlichkeit anwachsen bis

zur höchsten Würde, Pracht und Großartigkeit, immer bleibt er rein gegliedert, gelenkig und federnd wie Stahl. Und dasselbe, was vom Sprachstil verlangt wird, wird vom *edeln Menschen* verlangt.

Carl J. Burckhardt: Der Honnête Homme. Das Eliteproblem im 17. Jahrhundert. In: *Gestalten und Mächte*. Zürich: Manesse 1961, S. 349/50. (Alle *Hervorhebungen* vom Einsender, K. B., R.)

Bücher

CHRISTIAN WINKLER: *Deutsche Sprechkunde und Sprecherziehung*.

Mit Beiträgen von Erika Essen. 2., umgearbeitete Auflage. Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann 1969. 574 Seiten, Leinen DM 48.—.

„Wer heute fragt, wie wir denn eigentlich miteinander sprechen, wird im großen Haus der Wissenschaften an zahlreiche Türen klopfen müssen und von Philosophie und Sprachwissenschaft, von Psychologie und Naturwissenschaften nur Teilantworten erhalten — als fühle sich für diese wohl zu naive Frage niemand so recht zuständig. Es sei denn, den Frager führt der Weg noch ganz unters Dach des großen Hauses, und er entdeckt dort ein Schild mit der Aufschrift Sprechkunde — oft genug den andern Hausbewohnern nicht einmal bekannt. Tritt er ein, so bietet sich ihm ein ungewohnter Anblick. Nicht wie anderswo findet er den Fleiß der Generationen in langen Reihen dicker Bänder aufgestapelt, sondern außer den vier Wänden nicht viel mehr als — Platz zum Arbeiten. Befremdet blickt er zum Fenster hinaus und sieht gegenüber eine Schule. Dort, fällt ihm ein, lehrt man ja den Gebrauch der deutschen Sprache. Also müssen doch die Deutschlehrer darüber Bescheid wissen! Seine Erwartung wächst, als er erfährt, daß die amtlichen Lehrpläne seit Jahrzehnten immer nachdrücklicher die Pflege gerade des gesprochenen Wortes fordern. Aber auch hier wird er enttäuscht.“

Wenn die Wirklichkeit doch etwas heller ist als dieses düstre Bild, so verdanken wir es nicht zuletzt dem 1954 erschienenen Buch, dem wir die Schilderung entnehmen, und das nun nach 15 Jahren in neuer und umgearbeiteter Auflage erscheint:

Christian Winklers „*Deutsche Sprechkunde und Sprecherziehung*“.

Schon das Inhaltsverzeichnis verlockt zum Nachdenken über die vielfältigen Zusammenhänge und Hintergründe, die sich beim Sprechen eröffnen.

Da ist die Rede von geschichtlichen Quellen der Sprecherziehung, von den Funktionen der Sprache, vom Wesen des Gesprächs und vom Bau der Rede, von der persönlichen Sprechart und der Denkleistung, von der sprachlichen Gestaltung und den leiblichen Grundlagen des Sprechens. Dem umfassenden theoretischen Teil steht ein praktischer gegenüber, der zu vielfältigem eigenem Tun anregt und eine eigentliche Methodik der Sprecherziehung bietet, die vor allem der Lehrer bald unentbehrlich finden wird.

Niemand braucht die 600 Seiten gleich als Ganzes durchzulesen. Ein Stichwortverzeichnis macht das Buch zum Nachschlagewerk: Akzent, Alltagslautung, Altersmundart . . . Homophone, Honoratiorenschwäbisch, Hören . . . Mißverständnis, inneres Mitsprechen, Mitteilung — welcher Sprachfreund wüßte nicht gerne mehr über solche Stichwörter? Nun denn: er lese das Buch. Ich kann es nur empfehlen.

Hans-Martin Hüppi